

GAVIN FRANCIS

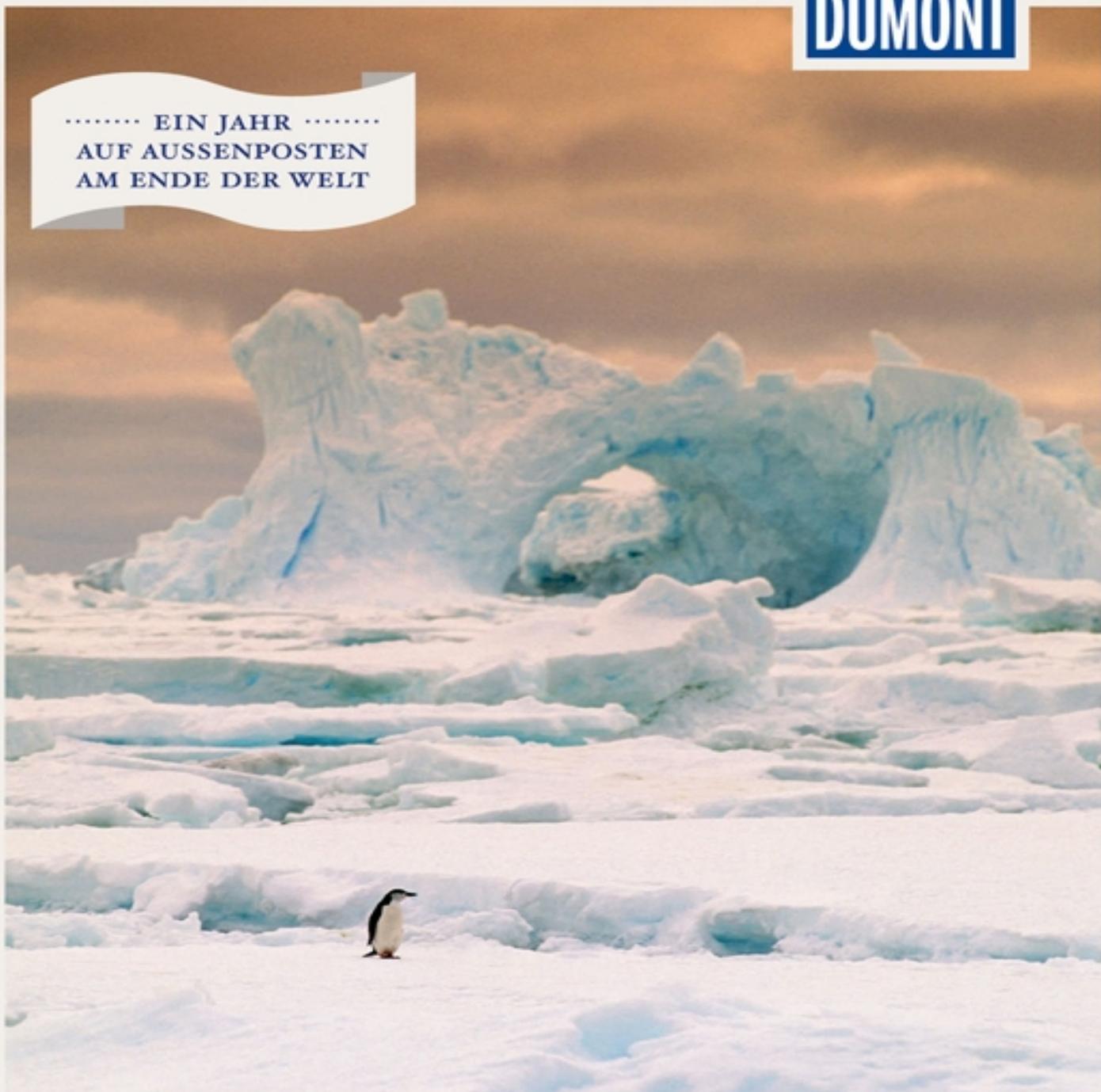
EMPIRE ANTARCTICA

Eis, Totenstille, Kaiserpinguine



DUMONT

..... EIN JAHR
AUF AUSSENPOSTEN
AM ENDE DER WELT



Empire Antarctica

EIS, STILLE & KAISERPINGUINE

In der Hoffnung, dass Widmungen wie alle
Lieblingsgeschichten dadurch gewinnen, dass man sie
miteinander teilt

für Esa

für den Raum und die Ruhe

sowie für

Allan Thomas, Annette Ryan (geb. Faux), Ben Norrish, Craig
Nicholson, Elaine Cowie, Graeme Barton, Mark Maltby, Mark
Stewart, Patrick McGoldrick, Paul Torode, Robert Shortman,
Russ Locke und Stuart Colley;

die Pinguine leisteten mir gute Gesellschaft, und sie nicht
minder.

Grenzenlose Einsamkeit im Eis

***Eine bewegende Erzählung über die
Dienstzeit eines Arztes in Antarktika***

»Empire Antarctica verkörpert für mich alles, was ich an guter Reiseliteratur bewundere – eine großartige Tour, extremes Alleinsein, literarische Weitläufigkeit, lebendiger Stil, wissenschaftlicher Hintergrund und der altmodische Hauch eines persönlichen Opfers. Ich liebe dieses Buch.«

PAUL THEROUX

»Eine kostbare Ergänzung der Polarliteratur, welche die gnadenlose, aber herrliche Erfahrung eines antarktischen Winters quicklebendig beschreibt.«

RANULPH FIENNES

»Ein außergewöhnliches Buch – lyrisch, präzise, berauschend und mit bemerkenswert spirituellem Tiefgang.«

A. L. KENNEDY

Vorwort

Ein Blick aufs Eis

Wir befinden uns hier in einer wundervollen, vollkommen unbekanntem Welt, und ich fürchte, dass ich sie gar nicht beschreiben kann. Über allem liegt eine grenzenlose Einsamkeit.

ERNEST SHACKLETON,
THE HEART OF THE ANTARCTIC¹

Herbst über Antarktika: Sonnenauf- und Sonnenuntergänge verschmelzen in lodernden Lichtstürmen, Vorboten, scheint es, die vor der kommenden Finsternis warnen. Auf dem 75. Breitengrad Süd währt die winterliche Polarnacht dreieinhalb Monate. Dann bricht sich und reflektiert das Licht zwischen Himmel und Eis wie in einem Spiegelsaal; sobald die Herbsttage kälter werden, badet der Kontinent in flammenden Farben. Das Schelfeis vom vergangenen Jahr ist durch die Sommerstürme vollständig aufgebrochen worden. Jetzt ist es April, kurz nach dem herbstlichen Äquinoktium, der Tagundnachtgleiche. Die Vereisung des Meeres ist schon beträchtlich vorangeschritten. Kaiserpinguine kehren feist und glänzend vom Sommerfischzug zurück, um sich auf dem neuen Meereis nahe der Uferlinie des Kontinents zu paaren. Sie sind die

einzigste von der Evolution hervorgebrachte Tierart, die den Winter an diesen Küsten überleben kann. Dass sie in dieser Zeit ununterbrochen brüten, dabei die Eier selbst beim Watscheln durch die Dunkelheit auf ihren Füßen mit sich tragen, zählt zu den größten Wundern der Natur.

Von der Halley-Forschungsstation bis zur nächsten Kolonie sind es zwanzig Kilometer. Der Brutplatz ist einer der ausgedehntesten der Welt – jeden Herbst versammeln sich hier an die sechzigtausend Kaiserpinguine. Die Halley-Küste jenseits der mahlenden Strudel um die Packeisfelder des Weddell-Meeres, dieses Friedhofs der Schiffe, ist nur zwei Monate im Jahr erreichbar. Es heißt, sie sei so entlegen, dass es leichter wäre, einen medizinischen Notfall von der Internationalen Raumstation ISS zu evakuieren als im Winter jemanden aus Halley herauszubringen. Einige Bewohner nennen sie liebevoll ›Sternenbasis Halley‹. Ich bin hierher gekommen, um ein Jahr lang in der leeren Eiswüste zu leben, und heute werde ich zum neu entstandenen Schelfeis hinuntergehen und mir das Stelldichein der Kaiserpinguine ansehen.

Unsere Schneemobile sind vollständig mit Planen bedeckt, um sie vor den herbstlichen Schneestürmen zu schützen. Es ist eigentlich zu kalt für die Jahreszeit, fast minus 40 °C.

Russ, einer der Wissenschaftler auf der Halley-Station, willigte ein, mich zu begleiten; allein loszuziehen, gilt als zu gefährlich. Obwohl wir unter der wasserdichten Hülle eine Stunde lang die Kerosinlampen haben brennen lassen, braucht es eine weitere geschlagene Stunde, bis wir die Schneemobile – unsere ›Ski-Doos‹ – starten können.

Abwechselnd ziehen wir immer wieder die Anlasserschnur durch, bis der Arm schmerzt, und endlich kommt stotternd Leben in die Maschinen.

Das Eis ist vom Wind aufgeraut und zu frostigen Wellen modelliert, ein todesstarrer Ozean. Eine sanfte Hebung im eisbedeckten Küstenstreifen, die Ernest Shackleton nach einem der Sponsoren der Endurance-Expedition Caird-Küste

getauft hatte, zieht zu unserer Linken in Richtung Südpol. Trotz der beheizten Griffe müssen wir wiederholt Pausen einlegen und die Arme wie Windmühlenflügel kreisen lassen, damit das Gefühl in die Daumen zurückkehrt. Stoppe ich, hält Russ auch an und wartet auf mich. Wenn er stehen bleibt, tue ich dasselbe. Beim Fahren bahnen wir uns krachend unsere eigene geräuschvolle Schneise, doch sobald die Maschinen pausieren, kann man hören, wie der Schnee durch die Stille jagt; ein gedämpftes Geräusch wie ferner Applaus.

In höheren Breitengraden scheint die Sonne nur widerstrebend untergehen zu wollen, sie trödelt noch ein wenig herum, bevor sie mit der gefrorenen Erde verschmilzt und verschwindet. So sanft gleitet sie, dass ihre ersterbenden Farben noch Stunden, nachdem sie längst hinter dem Horizont versunken ist, den Himmel in Rot tauchen. Mir wird bewusst, dass ich die Sonne noch nie so dahinschweben sah, abgeflacht und ausgefranst wie ein Himmelstuch. Edward Wilson, der Doktor, Naturforscher und Visionär, der Kapitän Scott zum Pol begleitete, sagte über die antarktischen Sonnenuntergänge: »Es scheint vielleicht etwas weit hergeholt, zur Beschreibung eines Himmels chemische Begriffe zu Hilfe zu nehmen ..., aber das Licht glühenden Kaliums trifft es genau.«³ Die Rottöne stellte sich Wilson als brennendes, in der Polarnacht loderndes Strontium vor. Nie zuvor habe ich so weit weg von jeder Pflanze gelebt, doch in diesem Herbst kommen mir ständig botanische Vergleiche in den Sinn – das komplette Regenbogenspektrum des Chlorophylls. Die Rottöne sind Anthocyane, das ölhaltige Blutrot herbstlicher Ahornblätter. Der Halbschatten der Sonne gleicht dem Karotin der Möhren, dem gebürsteten Gold herabgefallener Kirschblätter.

Wir erreichen oberhalb der Pinguin-Brutstätte auf den Eisklippen eine Hütte. Sie ist von Eis bedeckt, das der Wind

ausgefällt hat. Ich strecke den Arm aus, um die Ski-Doos zu entladen und halte plötzlich inne. Mir ist, als hätte mich jemand gerufen, und dann bemerke ich die zarten Eisnadeln, die in Wirbeln um mich herumschwirren. Es handelt sich um sogenannten Diamantstaub – winzige, nahezu schwerelose Eiskristalle, die nicht niedersinken, sondern in der Luft schweben. Glitzernden Spiegeln gleich, fangen sie das Licht ein und erfüllen die Luft mit Leben. Ich entzünde den Brennspritus im Kocher. Petroleum gefriert bei etwa minus 40°C, daher muss man es mit Spiritus vorheizen, bevor es von selbst brennt. Mit tauben Fingern reiße ich sieben oder acht Streichhölzer an, bis sich endlich eines entzündet. Draußen geht im Osten der Mond auf, ein rötlich orangener Mond, der eine Kreisform annimmt, sobald er sich aus den verzerrenden Luftspiegelungen des Horizonts gelöst hat. Hoch über uns reflektieren leuchtende Polarwolken am Nachthimmel die letzten Strahlen der untergehenden Sonne bis weit in den Westen der antarktischen Halbinsel. Als wir alles aufgebaut haben, ist es schon zu dunkel, um die Pinguine zu besuchen; sie müssen bis morgen warten.

In der Hütte blasen Petroleumlampen Licht und Wärme in den Raum. Der Wind weht mit nur fünfzehn Knoten, nimmt aber zu und fährt keuchend und schnaubend das Ofenrohr herab. Der Raum zwischen Innenschicht und Außenhülle der Hütte hat sich mit Schnee gefüllt, der über kleine Ritzen in der Dachversiegelung eingedrungen ist. Vom Sturm verwehter Schnee dringt hier in jeden Schlupfwinkel, so dicht gepackt, als hätten winzige Hände ihn zurechtmodelliert. Wenn der Schneepanzer schmilzt, tropft es in drei Kübel, die wir sorgfältig in der Hütte verteilt haben. Russ ist ein angenehmer Gefährte, und die einzig hörbaren Geräusche sind das Zischen im Ofen, die Seufzer des Windes und das gleichmäßige Tropfen des schmelzenden Schnees.

Kaiserpinguine besitzen außergewöhnliche Fähigkeiten. Sie sind die einzigen Vögel, die auf Meereis brüten, und die einzigen Pinguine, die unter Umständen ihr Leben lang kein (Fest-)Land berühren. Sie sind die größte lebende Pinguinart, und an Körpergewicht übertreffen sie ihre nächsten Rivalen, die Königspinguine der subantarktischen Inseln, um das Doppelte. Die männlichen Kaiserpinguine bebrüten ihre Eier ununterbrochen und unter allen Vögeln oder Reptilien über den längsten Zeitraum. Zwei Monate lang balancieren sie beim Watscheln fortwährend das Ei auf den Füßen (Albatrosse brüten länger, wechseln sich aber am Nest ab). Als Meister des Durchhaltevermögens überleben sie im kältesten und windigsten Lebensraum der Erde. Sie sind die einzigen Pinguine, die kein territoriales Aggressionsverhalten an den Tag legen und offenbar ›eingesehen‹ haben, dass sie, wenn sie überleben wollen, sich den Luxus eines Privatbereichs nicht erlauben können. Sie ertragen Stürme von Hurrikanstärke und Temperaturen von minus 70°C, was den britischen Polarforscher Apsley Cherry-Garrard zu der Bemerkung verleitete, keine Kreatur auf Erden habe seiner Meinung nach ein härteres Leben. Gegen Ende der Brutzeit haben die Männchen vier Monate lang gefastet und achtzig Prozent ihrer Fettreserven aufgebraucht, und jetzt beginnt der Abbau ihrer Muskelmasse. Das wenige Fett, das ihnen geblieben ist, reicht gerade noch als ›Treibstoff‹ für ihren Weg zurück ins offene Meer aus, eine Reise von über hundertsechzig Kilometern über raues und geborstenes Meereis. Damit ist die Fastenzeit beendet. Obwohl sie einerseits in einigen Merkmalen den Reptilien näherstehen als andere lebende Vögel, produzieren sie wie die Säugetiere eine milchige, fette Substanz, die den Nachkommen als Nahrung dient. Dieser Vorgang ist recht verwunderlich: Selbst hungernd, trennen die Männchen mit Fettpartikeln ausgestattete Gewebestreifen aus ihren Magenwänden ab, um damit die gerade geschlüpften Küken zu füttern, bis die Weibchen

zurückkehren. Allein mit dieser Nahrung können die Jungen ihr Gewicht verdoppeln.

Um unter solch widrigen Umständen überleben zu können, haben Kaiserpinguine unter allen Vögeln die höchste Federdichte, die kleinste relative Eigröße und die geringste relative Körperoberfläche entwickelt. Sie tauchen tiefer und länger als jedes andere Federtier: Ein Kaiserpinguin wurde dabei beobachtet, wie er über einen halben Kilometer unter die Meeresoberfläche tauchte und damit in eine Tiefe vordrang, die ihn mit sechzigfachem Atmosphärendruck zusammenquetscht. Sie vermögen über zwanzig Minuten lang unter Wasser zu bleiben. Die meisten Vögel besitzen eine starke und massive Brustmuskulatur, die einen Abschlag ermöglicht und sie so in der Luft hält.

Kaiserpinguine müssen sich im Meer halten und haben deshalb neben ihren kräftigen Brustmuskeln auch wellenförmige Rückenmuskeln, mit denen sie sich durch Wassersäulen hinunterkämpfen, die Hunderte von Tonnen wiegen. Um ihre Haut zu untersuchen, versuchte Edward Wilson auf der Discovery-Expedition ein paar von ihnen zu fangen. Scott vermerkte dazu: »Es ist keine einfache Aufgabe, einen Kaiserpinguin festzuhalten; er verfügt über außerordentlich kräftige Beine und Flossen ... Offenbar wurden nicht wenige Beteiligte durch die wilden Flügelschläge der eigentlichen Opfer vorübergehend außer Gefecht gesetzt.«³; Die Mannschaft eines Schiffs der Dundee Whaling Expedition, die im Weddell-Meer Walfanggründe erforschte, hatte einmal versucht, einen Kaiserpinguin mithilfe zweier Ledergürtel, die man ihm um die Flügel band, zu fixieren. Wie ein viktorianischer Kraftmensch atmete der Vogel schlicht einmal tief ein und sprengte die Riemen.

Das Kalevala, Nationalepos der finnischen Mythologie, beschreibt eine »wunderschöne Ente«, die zusammen mit ihren Eiern zu Himmel und Erde wird. Mehrere

Schöpfungsmythen amerikanischer Ureinwohner erzählen von Eistauchern, tauchenden Vögeln wie den Pinguinen, von denen es dort heißt, sie hätten aus dem Schlamm des Meeresgrunds die Erde erschaffen. Eine indigene menschliche Gesellschaft hat sich in Antarktika nie entwickelt. Doch hätte es sie gegeben, wäre der Kaiserpinguin von ihr gewiss als heiliges Tier verehrt worden.

Auf meinem Stockbett liegend, lausche ich den Schreien der Vögel, die vom Brutplatz herübergellen. Die vergangenen drei Monate haben die Pinguine draußen zwischen den gigantischen Eisbergen und rollenden Eisschollen des Weddell-Meers zugebracht, wo Shackletons Schiff Endurance zerbarst und sank. Kaiserpinguine binden sich nicht lebenslang an einen Partner. Jeden Herbst warten sie und schauen, wer das Jahr überlebt hat, um dann eine neue Verbindung einzugehen und eine alte zu brechen. Ihre Rufe sind Balzgesänge während der Partnersuche für das kommende Jahr. Sie haben einen ätherischen, mehrtönigen Klang, dem etwas Metallisches anhaftet, wie Stahlzungen von Blechblasinstrumenten, die unterschiedlich gestimmt wurden. Für die Pinguine sind das eindeutige Erkennungsmerkmale – wie für einen Computer ein Barcode oder für uns ein menschliches Gesicht.

Nahe dem Klippenrand hat man drei eiserne Verankerungen ins Eis gehämmert, an denen wir am Morgen ein Seil vertäuen. Nachdem wir das Tau sorgfältig aufgewickelt haben, werfen wir es über die Klippe und sehen zu, wie es sich bis zu deren Fuß vierzig Meter abrollt. Ich kann die schwarzen Körper der Kaiserpinguine unten auf dem Schelfeis sehen, die im Nebel zittern wie Eisenspäne im Magnetfeld.

Russ schnallt sich den Klettergurt um und bringt einen Abseilachter am Seil an. Wind kommt auf, wahrscheinlich an die zwanzig Knoten schnell, und der Kontrast zwischen Klippenrand oben und Meereis unten droht sich in einer

Wand aus trübem Sprühnebel aufzulösen.

»Alles klar?«, frage ich ihn. »Klar.« Er lässt sich rückwärts von der Klippe fallen und taucht durch die Luft auf die gefrorene Meeresoberfläche zu, überlässt sich vertrauensvoll der Schwerkraft und der Hitze erzeugenden Reibung des Seils. Auch ich steige in meinen Gurt, um ihm zu folgen. Plötzlich hält er unerwartet an.

»Alles okay?«, schreie ich hinunter.

Das Seil hängt immer noch in Spannung. Noch hat er sich nicht ausgehakt. Gefühlte Minuten verstreichen.

»Nein, es gefällt mir nicht«, ruft er nach oben zurück. »Ich kann die Pinguine nicht mehr sehen.« Wieder Stille. »Man kann nichts mehr unterscheiden ...« Seine Stimme wirkt jetzt wie eingehüllt, und dann kann ich zwischen Windstößen die Worte aufschnappen: »Komme wieder hoch!«

Als ich mich über die Kante beuge, um ihn verstehen zu können, bläst eine Böe Schnee vom Meereis durch eine Art Schlot in der Klippe zu mir herauf. Meine Wimpern vereisen, meine Bartstoppeln frieren mit der Sturmhaube zusammen und verhärten mein Gesicht zu einer marmornen Maske. Die Temperatur ist heute vergleichsweise mild, minus 30°C, aber der Wind wird zu heftig, um zum Meer absteigen und die Kaiserpinguine beobachten zu können. Bei starkem Wind verdreht und verbiegt sich das Eis wie lebendige Haut, aber es kann auch splintern und brechen. Wir ziehen es vor, kein Risiko einzugehen.

Statt Enttäuschung fühle ich Fröhlichkeit in mir aufsteigen. Ich lächle unwillkürlich, und meine Haut zerrt an der Eisschale, die sich in meiner Sturmhaube gebildet hat. Trotz des Windes existiert eine Ruhe, eine unvermittelte Zuversicht und Zufriedenheit, die für mich durch diesen Ort und die Nähe zu diesen bemerkenswerten Geschöpfen noch spürbarer wird. Bei dem regelmäßigen Schlag des Pulses in meinen Gliedern, meiner Brust, meinen Kiefern könnte ich ebenso gut gerade in einem vollkommen stillen Raum

meditieren. Wie eine steigende Flut wächst in mir die bewusste Wahrnehmung: das saugende Vakuum zwischen Zunge und Gaumen; winzige Juckreize, die über meine Haut verteilt auftauchen und wieder abklingen; der trockene Druck der Luft in meiner Luftröhre. Der im Sturm um mich herumwirbelnde Schnee ist so frei von jedem Kontrast, dass ich, wenn ich meinen Blick darauf richte, die Ströme von Blutkörperchen sehen kann, die über meinen eigenen Augenhintergrund fließen. Ich spüre, wie sie durch meinen Körper pulsieren, mich ernähren wie Pflanzensaft den Laubwald, scharlachrote Blutstöße, die dem endlosen und alles bedeckenden Weiß der Antarktis trotzig entgegenschlagen.

Kapitel 1 - Das Phantasma der Antarktis

Irgendeine tiefere Suche, so vermute ich, muss wohl der Grund sein für diese Pilgerreise zur Begegnung mit den Kaiserpinguinen. In meinem Fall hat diese Suche wohl etwas mit meinem lebenslangen Bedürfnis zu tun, mir das Leben nicht zu vereinfachen – wenngleich ich das manchmal auch brauche –, sondern mein Selbst ›einfacher zu machen‹.

PETER MATTHIESSEN, END OF THE EARTH:
VOYAGES TO ANTARCTICA ¹

Man sagt, es sei eine der ältesten und gleichsam im menschlichen Genom verankerten Geschichten, dass ein junger Mann in ein fernes Land reist auf der Suche nach einem schrecklichen oder wundersamen Ungeheuer. Gilgamesch, Jason und das Goldene Vlies, Beowulf – sie alle folgen diesem Muster. Bruce Chatwin fügte der Liste seine Reise nach Patagonien hinzu. Jahrelang schon reizte mich die Antarktis, ihr Bild war in meinen Gedanken, das Verlangen den abgeschiedensten Landstrich unseres Planeten zu besuchen und eine der wundersamsten lebenden Kreaturen zu Gesicht zu bekommen. Ich wollte mit den Kaiserpinguinen der Antarktis Seite an Seite leben. Als Junge war mein bestgehüteter Besitz eine Kopie von »Gerald Durrells Naturführer«. Ich war engagiertes Mitglied im Club junger Ornithologen und

kannte mein »Bebildertes Vogelbuch für Kinder« auswendig. Als der Reiz, die Vögel in meiner Umgebung zu beobachten, allmählich nachließ, las ich über jene, die sich nie in die Gewässer und den Himmel Schottlands verirrt. Bei einem Besuch im Zoo von Edinburgh begeisterten mich die watschelnden, ungestüme Geselligkeit zeigenden Pinguine. Ihr Wasserbecken hatte gläserne Aussparungen, durch die man ihre Verwandlung von unbeholfenen Watschlern in geschmeidig-muskulöse Jäger unter Wasser mitverfolgen konnte. Sie waren so ganz anders als alle Vögel, die ich kannte, und sofort erregten sie meine Aufmerksamkeit und ergriffen Besitz von meiner Vorstellungskraft.

Später reiste ich in die Hohe Arktis und verliebte mich in die helle, ehrliche Klarheit, die ich in dieser Landschaft entdeckte. Aber die Arktis ist ein unaufhörlich brodelnder Ozean aus Eis, auf dem die Vögel und Säugetiere dem Menschen aus dem Weg gehen (oder sie, im Fall der Eisbären, jagen). Ich erfuhr, dass Pinguine dagegen keine Angst vor Menschen hätten. Mich verzauberte das Konzept Antarktis, die Vorstellung ihrer Einsamkeit, Stille, Unendlichkeit, der mythische Raum, den sie in meiner Fantasie einzunehmen begann, und ich wünschte mir, die Vögel, die dort lebten, persönlich zu treffen. Ich sah Fotos von Ornithologen, auf Brutplätzen hockend, umzingelt von Tausenden von Kaiserpinguinen, mit einer Erleichterung auf ihren Gesichtern, als fühlten sie sich endlich in die Gesellschaft der Vögel aufgenommen. Ich fragte mich, ob ich dort, am Ende der Welt, von den Kaiserpinguinen etwas lernen könnte, etwas von der Reinheit eines ganz auf die eigenen Körpersinne beschränkten Lebens, vom Dasein ohne das Durcheinander aller möglichen Eindrücke und das dauernde Radiogeswätz im Kopf. Sie schienen einen Willkommensgruß zu entbieten, wie er in der Natur nur höchst selten vorkommt, vielleicht sogar eine Form der Vergebung.

Als ich mehr über die Antarktis in Erfahrung brachte,

begannen mich auch die Geschichten der frühen Expeditionen zu faszinieren, besonders die von Scott, Shackleton und dem Admiral der US Navy, Richard Byrd. Im saftigem Grün der schottischen Sommernachmittage las ich über Scotts Todesmarsch auf dem Ross-Schelfeis, Shackletons fantastisches Überleben trotz aller Widrigkeiten, Byrds einsamen Winter in Antarktika, als er während der monatelangen Polarnacht mutterseelenallein eine meteorologische Station bewachte. Edward Wilson, Scotts Stabsarzt und leitender Wissenschaftler, begeisterte mich in besonderer Weise. Durch seine Erzählungen schimmern Beharrlichkeit und Güte, vor allem aber seine Liebe zu den Kaiserpinguinen. Ich wollte den antarktischen Winter erleben, den dieser Mann so lebhaft geschildert hatte, und diesen Kontinent mit eigenen Augen sehen, der für jeden von ihnen zur Obsession geworden war. Es gab da noch einen Grund: Die Stille, wie ich sie mir in der Antarktis vorstellte, zog mich magisch südwärts. Mein Leben in Edinburgh war häufig aus den Fugen geraten. Immer waren so viele Leute da, die man treffen, Dinge, die man erfahren, Aufgaben, die man erledigen musste. In der Schule, im Medizinstudium und später im Beruf lenkte mich eine Reihe wohlmeinender Lehrer und Mentoren auf eine ehrgeizige Laufbahn. Aber es fühlte sich falsch an; ich spürte, dass ich einen anderen Weg einschlagen musste als den einer vertikal aufstrebenden Karriereleiter, und dachte mir, ein Reiseaufenthalt in der Antarktis könnte bei der Entscheidung meiner nächsten Schritte helfen. Immer wenn ich merkte, dass mein Leben mit Verpflichtungen und Verantwortlichkeiten zu vollgestopft war, fand ich Abstand und Entspannung auf ausgedehnten Rad- und Fußtouren, unter Zeltplanen oder beim Trekking, wo ich dann tagelang niemanden sah und keinerlei Bedürfnis nach Unterhaltung verspürte. Diese Ausflüge fühlten sich aber immer zu kurz an, und so sehnte ich mich nach einem längeren Aufenthalt an irgendeinem fernen Ort, einem Ort, an dem meinem

Geist über Wochen und Monate hinweg ohne Verantwortlichkeiten unbegrenzte Weiten zur Verfügung stünden. Antarktika schien mir der einzige Ort, der mir genügend Zeit, Raum und Stille versprechen konnte, während ich weiterhin formell als Arzt arbeitete. Ich hoffte, dass mir so viel Zeit zum Nachdenken Klarheit über meinen zukünftigen Weg verschaffen würde; auch darüber, ob ich dieses Leben weiterhin auf Reisen und Expeditionen verleben oder einen festen Beruf ergreifen und Wurzeln schlagen sollte.

Als ich noch Medizinstudent war, erfuhr ich, dass ich, um in der Antarktis zu überwintern – um also ein volles Jahr dort zu verbringen – einen Arbeitsvertrag vom britischen Polarforschungsprogramm British Antarctic Survey, kurz BAS genannt, benötigte. Unter allen Stationen, die von der britischen Regierung betrieben werden, sind nur drei mit residenten Ärzten bestückt, und nur zwei davon gehören zum Kontinent Antarktika selbst. Eine der beiden, Rothera, liegt auf einer kleinen Insel vor der Antarktischen Halbinsel, jener Kette vergletscherter Bergspitzen, die weit über den antarktischen Polarkreis hinausreicht. Die Halbinsel selbst ist der ausgestreckte Finger des Kontinents, abgeschliffen von den Stürmen und Winden, die vom Kap Hoorn herunterkommen. Nur Halley liegt noch tief innerhalb des Polarkreises, auf einem direkt mit dem Festland verbundenen Eisschelf. Und unter allen BAS-Stationen gibt es nur in der Nähe von Halley eine Brutkolonie von Kaiserpinguinen.

Es waren drei Arztstellen frei, als die Blätter der Bäume in Edinburgh sich kupfern färbten und zu fallen begannen und ich einen Zug nach Plymouth bestieg, um zu einem Vorstellungsgespräch in der Medizinischen Abteilung des BAS zu erscheinen.

Ich sagte ihnen, dass ich nach Weite und Stille suche. Ich erklärte, dass ich schon überall in der europäischen Arktis

allein gewandert sei und getrampt und gezeltet hätte. Ich erwähnte, dass ich am eigenen Leib ausprobieren wolle, wie das Leben während der Polarnacht des antarktischen Winters sei. Ich hatte mich noch als Medizinstudent sechs Jahre zuvor Rat suchend an sie gewandt, daher wussten sie, dass dies kein launischer Impuls war, keine Flucht aus einer tragischen Romanze oder vor den Konsequenzen einer gescheiterten Karriere. Sie fragten, wie ich mit dem klaustrophobischen Druckkessel einer Mikrogesellschaft zurechtzukommen gedenke, aus dem es kein Entkommen gebe, und ich antwortete, ich sei ein friedfertiger Mensch, solange ich nur unbesorgt draußen umherlaufen könne. Sie teilten mir mit, dass Halley, wenn das Schiff einmal abgelegt habe, zehn Monate lang von der Außenwelt abgeschnitten sei. Die einzige Kommunikationsform sei eine Dial-Up-Modem-Verbindung per Satellitentelefon für Textmails, und es gebe keinen Internetzugang. Ich erwiderte, ich bräuchte für mein Glück nichts weiter als einen Koffer voll mit Büchern. Sie hatten bemerkt, dass ich gern reiste, und fragten misstrauisch, wie ich es bitte fertigbringen wollte, ein Jahr lang an ein und demselben Ort zu bleiben, gekettet an eine Plattform, die meine einzige Überlebensgrundlage darstellen werde. Ich entgegnete, dass ich vielleicht auch schon genug gereist und es Zeit geworden sei, innezuhalten, meine Gedanken und Erfahrungen zu sammeln und sie auf dem einsamsten und weißesten Flecken der Erde zu enträtseln.

Man erzählte mir, dass sie einen nur nähmen, wenn man keinerlei Zweifel daran lasse, dass man bereit sei, auf jeder der verfügbaren Stationen zu arbeiten, weil die Logistik der Antarktiseinsätze häufig Personalentscheidungen in letzter Minute erfordere. »Wohin würden Sie denn am liebsten gehen?«, fragten sie.

»Halley verspricht mir Ruhe und Raum ... und Kaiserpinguine«, antwortete ich, »aber ich mag auch Berge und Meer und bin auch mit Südgeorgien oder Rothera

zufrieden. Ich gehe mit Freuden an jeden Ort, an den Sie mich schicken.«

Am späten Abend klingelte das Telefon. Am anderen Ende war Iain Grant, der leitende Sanitätsoffizier der Medizinischen Abteilung des BAS. »Würde es Ihnen gefallen, einen Winter auf Halley zu verbringen?«, hörte ich eine Stimme sagen.

Meine Hände zitterten so sehr, dass der Telefonhörer gegen mein Ohr trommelte. »Ich wäre begeistert«, sagte ich. Die kommende Nacht schlief ich nicht.

Was war das für ein Kontinent, auf den ich zusteuerte? Über die Arktis gab es seit zweitausend Jahren Erzählungen und bildgewaltige Vorstellungen, aber die imaginative Tradition der Antarktis ist noch jung und formbar; ihre Leere verleiht ihr Wandlungsfähigkeit, vieles scheint möglich. Das kulturelle Erbe von Antarktika ist jünger als die Eisenbahn oder das elektrische Licht, die beide längst erfunden waren, bevor irgendjemand sicher wusste, dass es da im tiefsten Süden überhaupt einen Kontinent gibt. Seine Landschaften – im geografischen wie im geistigen Sinn – werden erst noch erforscht. Als Antarktika seinen Namen erhielt, war es zunächst nur ein weißer Fleck auf dem Globus. Unsere Vorstellungen davon wurden erst vor hundert Jahren geprägt, während der Epoche, die man die Heldenzeit der Entdeckungen nennt, als herumstreifende Menschengruppen, angeführt von Männern wie Robert Scott, Ernest Shackleton, Roald Amundsen und Douglas Mawson und ausgerüstet mit Flaggen, Pemmikan und Schlafsäcken aus Rentierfell seine Ränder erreichten. Und ebenfalls in Antarktika verebbte das heroische Zeitalter wieder, zerbröselten der schrille Nationalismus und die imperialistischen Besorgnisse der frühen Expeditionen im Treibsand zweier Weltkriege. Ihr Endstadium war fast bemitleidenswert: Deutsche Bomber überflogen die Küsten des Weddell-Meers und sprühten Tausende von

winzigkleinen Hakenkreuzen. Um 1940 hatten Großbritannien, Chile und Argentinien die Halbinsel jeweils für sich beansprucht, und entlang der Küstenlinie schossen dürftig getarnte ›wissenschaftliche‹ Basen wie Pilze aus dem Boden.

Ich habe bisher immer die Geschichte der Länder studiert, die ich bereisen wollte, und doch war eines der Dinge, die mich nach Antarktika zogen, paradoxerweise sein Mangel an Geschichte. Ich liebte die Vorstellung seiner unberührten Leere, des Fehlens ausgetretener Pfade und kultureller Erinnerungen. Vorstellungsbilder über Antarktika sind noch sehr jung – sein Inneres wurde just zur selben Zeit erforscht, als Physiker in Europa und Nordamerika die Quantenphysik zu enträtseln begannen. Scotts Discovery-Expedition fand statt, als Joseph John Thomson seinen berühmten Artikel »On the Structure of the Atom« (Über den Aufbau des Atoms) schrieb, und seine Terra-Nova-Expedition erfolgte, während Ernest Rutherford entdeckte, dass die Atommasse sich in einem Kern konzentriert. Diese Expeditionen bedeuteten eine für ihre Zeit immense Investition, der nur eine kleine Chance der Rückkehr gegenüberstand – der Rausch um die Ergreifung des Kontinents war der Wettlauf um den Weltraum jener Tage.

Die ersten Männer, die diesen Wettlauf begonnen hatten, waren die Crewmitglieder von Captain James Cooks zweiter Reise ins Südpolarmeer. Cook entdeckte Südgeorgien und segelte weiter, vorbei an der langen Kette von Vulkanen, aus denen sich die Südlichen Sandwichinseln zusammensetzen, auf der Suche nach dem mythischen Kontinent Terra Australis Incognita. Cook stieß aber nicht durch und meinte in einem für ihn nicht untypischen Anflug von Überheblichkeit, dass wegen der Dichte des Eises es schlechthin niemandem möglich sei, weiter nach Süden zu gelangen, als er es geschafft hatte. Er merkte allerdings an, dass es irgendwo da unten Land geben müsse, weil die riesigen Eisberge, denen er begegnet war, offensichtlich ein

verborgener Kontinent abgekalbt hatte. Der anerkannte Naturforscher Joseph Banks, der Cooks erste Reise begleitet hatte, war auf der zweiten Expedition durch einen Preußen schottischer Abstammung namens Johann Forster ersetzt worden. Forster kehrte aus Südgeorgien mit Zeichnungen vom Königspinguin der subantarktischen Breiten, *Aptenodytes patagonicus*, zurück. Der lateinische Name, den der Pinguin schon 1768 von dem Waliser Naturforscher Thomas Pennant erhalten hatte, bedeutet soviel wie »Patagoniens federloser Taucher«, eine zu zwei Dritteln unkorrekte Beschreibung, weil er erstens nicht mehr in Patagonien lebt (wenngleich er auf den Falklandinseln heimisch ist) und zweitens in Wahrheit Federn besitzt. Er wurde für den größten Pinguin gehalten und entsprechend mit dem königlichen Namen geehrt. Bis dahin hatte niemand den eng verwandten und noch größeren Kaiserpinguin exakt beschrieben.

Seit den 1820er-Jahren wimmelte es auf den subantarktischen Inseln von Robbenfängern wie James Weddell aus Leith, der 1823 weiter nach Süden vorstieß als jeder andere vor ihm. Er taufte das mit Eis zugedackte Meer östlich der Halbinsel nach seinem Landesherrn. Vielleicht wollte George IV. aber gar nicht mit einem derart unwirtlichen Ort in Verbindung gebracht werden; jedenfalls erhielt das Meer später Weddells Namen, zusammen mit der fettesten und südlichsten Robbenart, die er dort fand, der Weddellrobbe.

In den 1840er-Jahren legte die Royal Navy, die Kriegsmarine des Vereinigten Königreichs, in Gestalt des hartnäckigen Sir James Clark Ross an der Küste an. Ross, dem Vernehmen nach der attraktivste Mann der Navy, hatte bereits vierzehn Winter in der Arktis zugebracht und den magnetischen Nordpol lokalisiert. Jetzt wollte er dessen südliches Gegenstück finden. Mithilfe hölzerner Schiffe, die speziell für die Fahrt im Eis auch mit einem Minimum an Eisen verstärkt wurden – das Metall irritierte den Kompass, wie im Fall der

massiv stahlverstärkten Expeditionsschiffe Erebus und Terror, die später unter Sir John Franklin verloren gingen –, kartierte Ross die Küstenlinie, entdeckte ein Meer und benannte eine riesige Schneegebirgskette nach seiner stumpfnasigen Königin im fernen London. Freilich hatte er nicht die geringste Ahnung, ob diese Berge nun Inselspitzen oder Teil eines großen Festlandes waren.

Am Ende seiner Reise brachte er Kaiserpinguin-Häute nach London mit, wo sie von John Gray, dem berühmten Taxonomen des Britischen Museums, untersucht wurden. Gray dachte, es handele sich um den Vogel, den der deutsche Naturforscher Johann Forster sechzig Jahre zuvor auf seiner Reise mit James Cook beschrieben hatte, und gab ihm den Namen *Aptenodytes forsteri* – die posthume Ehrung eines historischen Irrtums. In seinem Reisebericht schildert Ross, wie anstrengend es war, diese Vögel zu töten, »bis wir es dann mit Blausäure versuchten, von der ein Esslöffel seinen Zweck in weniger als einer Minute erfüllte.« Er erzählt dann weiter, wie die Jagd und Ergreifung der Tiere für seine Männer zur Quelle glänzender Unterhaltung wurde: »Sie sind bemerkenswert blöde«, schreibt er, »denn sie lassen einen so nah an sich herankommen, bis man ihnen mit dem Knüppel über den Kopf schlagen kann.«²

Nichtsdestoweniger verwechselten sie die Vögel weiterhin mit den Königspinguinen, die auf Cooks Reise gesichtet worden waren. Noch 1888 versuchte der Sekretär der Londoner Zoologischen Gesellschaft, P. L. Sclater, in seinen »Notes on the Emperor Penguin« (Bemerkungen über den Kaiserpinguin), das Problem zu klären. (*Sclater empfahl auch Edward Wilson für die Discovery-Expedition. Er richtete es außerdem ein, dass dieser Joseph Hooker traf, jenen Naturforscher, der mit Ross auf Erebus und Terror mitsegelte. Noch sechzig Jahre später zeigte Hooker in seinen Londoner Räumlichkeiten stolz das Skelett eines Kaiserpinguins.*) Er beschrieb das Durcheinander so:

»Mehrere neuere Autoren haben es aber unter dem Einfluss einer Marotte für ›Erstbenennungen‹ vorgezogen, den Kaiserpinguin *Aptenodytes patachonica* zu nennen, was sich angesichts der Tatsache, dass der Vogel nie in oder nahe bei Patagonien gesichtet wurde, beim besten Willen nicht aufrechterhalten lässt.«²;

1841 erblickte Ross erstmals die Gipfel von Viktorialand, Herman Melville heuerte als Matrose auf seinem ersten Walfängerschiff an, und in Ontario wurde ein Baby von schottischer Abstammung geboren, das noch einen weiten Weg vor sich hatte, bis es dereinst das Geheimnis der Antarktis lüften sollte. John Murray reemigrierte als Kind, studierte in Edinburgh und segelte zuerst als Schiffsarzt mit einem Walfängerschiff in hohen nördlichen Breiten nach Spitzbergen. Da er das Studium der Weltmeere der medizinischen Praxis vorzog, nahm er in den 1870er-Jahren als wissenschaftlicher Assistent an der Challenger-Expedition teil. Mit Charles Wyville Thomson, Professor für Naturwissenschaften in Edinburgh, ging er auf eine vierjährige Reise über die großen Weltmeere. Was er dabei erarbeitete, machte ihn zum Vater der Ozeanografie: Er entdeckte den Mittelatlantischen Rücken und die Existenz tiefer ozeanischer Gräben und beobachtete als Erster, wie hier angewehter Saharasand die chemische Zusammensetzung der Tiefseesedimente verändert. 1914, als er bereits zum Ritter geschlagen worden war, kam sein Wagen ins Schleudern, er verlor die Kontrolle über ihn und starb in der Nähe von Edinburgh. Man begrub ihn auf seinem heimischen Friedhof am Rande von South Queensferry.

1893 hielt er vor der Royal Geographical Society einen Vortrag mit dem Titel »Die Wiederaufnahme der Antarktiserforschung«. Er legte eine auf Vermutungen gegründete Landkarte dessen vor, was er für einen Kontinent hielt, wobei er sich auf Daten von Lotmessungen

der Wassertiefe und Bodenproben stützte. Er forderte das britische Empire auf, Vorreiter beim Kartieren der weißen Flecken auf der Landkarte zu sein. Er schlug außerdem vor, die angelsächsische Welt sollte es den Deutschen gleichtun und diesen hypothetischen Kontinent »Antarktika« taufen. Aus schlichten Beobachtungen auf See schloss er auf das Vorhandensein des Polarplateaus, auf dessen Hochdruck-Wetterlagen und auf vulkanische Bergketten, die sich auf einer Seite des Kontinents hinunterzögen. Seine Abhandlung inspirierte Scott zu seiner Discovery-Expedition der Jahre 1901 bis 1904, auf der man genau das vorfand, was Murray vorausgesagt hatte.

Ein Artikel der »New York Times« aus dem Jahr 1904 mit dem Titel »Antarktika: Der neue Kontinent« macht deutlich, dass die Terra Australis Incognita im Grunde erst im frühen 20. Jahrhundert entdeckt wurde: »Eines Tages wird dieses südliche Land besser bekannt sein. Nach allem, was wir davon gesehen haben, gibt es wenig Hoffnung, dass es wirtschaftliche Bedeutung erlangen könnte. Man darf aber gewiss sein, dass der Entdeckerehrgeiz nicht abklingen wird, solange es ein Land von kontinentalen Ausmaßen gibt, dessen Größe und Form noch nicht sorgfältig definiert worden sind.«

Englischsprachige Kartografen bezeichnen weiße Flecken auf Landkarten als *sleeping beauties*, schlafende Schönheiten. Es gibt nicht mehr viele schlafende Schönheiten, doch Antarktika ist eine von ihnen.



Henry David Thoreau, der berühmte amerikanische Aussteiger und Prophet der Schönheit und Kostbarkeit der Wildnis, glaubte, wir bräuchten keine weiten Reisen zu unternehmen, um neue Landschaften zu entdecken. Er war der Meinung, »der beste Ort für jeden ist da, wo er steht«, was für ihn hieß: die Wälder von Massachusetts. Wenn er von irgendeinem Wunder erfuhr, das ein Redner in Kanada oder im fernen Arizona entdeckt haben wollte, schnaubte er gern: »Ich habe genau das Gleiche auch schon gesehen, hier in Walden Pond.« Am 30. August 1856 schrieb er in sein Tagebuch: »Es ist sinnlos, von einer fernen Wildnis zu träumen ... Etwas mehr Beherrschung und Tugend macht die Oberfläche des Globus überall aufregend, neuartig und wild.«⁴ Seine Vorstellung von Natur hat die moderne amerikanische Literatur so tiefgehend beeinflusst, dass die Prosaschriftstellerin Annie Dillard ihn einfach nur »den Mann« nannte und überzeugt war, jeder ihrer Leser würde sofort erraten, wen sie damit meinte. Sein Beispiel, uns tiefer auf die Möglichkeiten unseres Lebens, so wie es ist, einzulassen anstatt exotische Länder aufzusuchen, inspirierte nicht nur Menschen auf der Suche nach einer einfacheren Lebensführung, sondern auch einige empfängliche und idealistische Schüler. An meiner Wand zum Beispiel hing zwanzig Jahre lang folgendes Zitat:

»Zumindest dies lernte ich bei meinem Selbstversuch: dass einer, der sich von seinen Träumen leiten lässt und bemüht ist, das Leben zu leben, das er sich ausmalt, über alle Erwartungen Erfolg haben wird. Er wird einiges hintanstellen, eine unsichtbare Grenze überschreiten; es werden in ihm und um ihn herum neue, universelle und freiere Gesetze Gültigkeit erlangen; oder die alten Gesetze werden ausgeweitet und zu seinen Gunsten in einem freieren Sinn verstanden werden, und er wird gemäß einer höheren, kreatürlichen Ordnung leben. In dem Maß, wie er sein Leben vereinfacht, werden die Gesetze des Kosmos

weniger undurchschaubar erscheinen und Einsamkeit wird nicht länger Einsamkeit sein, Armut nicht Armut, Schwäche nicht Schwäche. Wenn du dir Luftschlösser erbaut hast, so muss dein Werk keineswegs verloren sein; denn dort gehören sie ja hin.

Setze jetzt die Grundsteine darunter.«⁵;

Thoreaus Rat folgend, sollte ich jetzt alles andere tun, als mich darauf vorbereiten, quer über den Globus zu reisen, um auf einem polaren Eisschelf Pinguine zu beobachten. Schließlich erfreute ich mich einer vielversprechenden Karriere als Arzt, enger Familienbande, eines wunderbaren Freundeskreises und genügender Gelegenheiten für meine persönliche Entwicklung und Reflexion. Ich hatte mich sogar (und das ist nicht untypisch für Leute, die für lange überseeische Aufenthalte bestimmt sind) wenige Monate vor der Abreise verliebt. Meine neue Freundin Esa dachte, ich sei verrückt geworden, an einem solchen Ort leben zu wollen. Mitunter gab ich ihr Recht, weniger weil ich in die Antarktis wollte, sondern vielmehr im Sinne von: Was dachte ich mir eigentlich dabei, gerade zu einem Zeitpunkt fortzugehen, als mein Leben in diese neue Phase eintrat und eine neue Beziehung auf mich wartete? Ich hätte Wege und Mittel gefunden, meinen Alltag in Großbritannien zu vereinfachen und mein vertrautes Leben mit einem Fundament zu versehen ... Aber dann fand ich in einem Essay mit der Überschrift »Thoreau« von Ralph Waldo Emerson (der ihn ziemlich gut kannte), folgenden Satz: »Er schien ein wenig neidisch auf den Pol, auf das Zusammenfallen von Sonnenauf- und Sonnenuntergang oder auf fünf Minuten Tag nach sechs Monaten Nacht: ein ungeheures Faktum, das ihm hier [in Massachusetts] niemals geboten würde.«⁶; Auch wenn es natürlich lächerlich war, meine Lebensentscheidungen einem bereits seit hundertfünfzig Jahren toten amerikanischen

Misanthropen gegenüber zu rechtfertigen, gefiel es mir doch, dass, wenn überhaupt eine Gegend Thoreau jemals von seinen geliebten Wäldern hätte fortlocken können, dies nur den höheren Breitengraden jenseits der Polarkreise gelungen wäre.

Thoreau hätte sich in Antarktika womöglich zu Hause gefühlt. Polare Sonnenaufgänge nahmen dieselben Farben an wie nordische Herbstwälder oder vergossenes Tierblut. Die Natur scheint eine Vorliebe für bestimmte Farben und Muster zu haben und verwendet sie immer wieder. Sogar der Farbstoff der roten Blutkörperchen und das Chlorophyll der Blätter sind chemisch eng verwandt, wechselnde Brauttänze aus Kohlen- und Stickstoffatomen in identischen Ringarrangements, die man Porphyrine nennt. Nur das Metall-Ion in der Mitte des Rings ist anders, rostrot das Eisen der Häm-Gruppe, glänzend-grün das Magnesium im Kern des Chlorophylls, so als hätten beim Tausch von Braut gegen Bräutigam alle Hochzeitsgäste die Farbe gewechselt. Ein Jahr nach meinem Vorstellungsgespräch für Halley färbte der Herbst die Blätter wieder rot. Ich hatte dieses Jahr in Edinburgh, Lateinamerika und danach für sechs idyllische Monate im Trainingslager der Medizinischen Abteilung des BAS verbracht. Unter Anleitung der Militärärzte, die im Derriford Hospital in Plymouth stationiert waren, lernte ich Allgemeinanästhetika verabreichen, meine eigenen Blutproben analysieren, menschliche Schädel trepanieren und faule Zähne ziehen. Ich war erleichtert zu erfahren, dass ich eine Blinddarmentzündung in neunundneunzig von hundert Fällen behandeln konnte, ohne ein Skalpell anzufassen. Man hatte mich in Spezialkliniken bereitwillig in alle erdenklichen Gebiete von Audiologie bis Röntgenmedizin eingeführt.

Am Tag meiner Abreise fuhren mich meine Eltern von Schottland hinunter nach Immingham in Lincolnshire. Auf der Fahrt wurde wenig gesprochen. Immingham, einst aus

dem schlammigen Sumpf des Humber herausgeschaufelt, ist heute der größte Containerhafen der britischen Inseln, und dort sollte ich jenes Schiff antreffen, das mich in die Antarktis bringen würde: das Königliche Forschungsschiff Ernest Shackleton.

Es brauchte eine Weile, bis wir es inmitten der schäbigen Ansiedlung von Lagerhallen und eingezäunten Warenladungen fanden, wie sie von jedem Großhafen ausgespien werden. Es war ein rot-weiß geschecktes Schiff, mustergültig und von sauberem Glanz, mit nur sieben Jahren Salzwasser unter dem Kiel. Seine Robustheit beruhigte mich. Aber wenn es dazu bestimmt war, mich den gesamten Weg die Erdkugel hinunterzutragen, schien es doch winzig gegenüber den Leviathanen der globalisierten Handelsfrachter, unter denen es vertäut lag: Ein norwegisches Schiff mit einer kroatischen Crew, registriert in den Bahamas, das belgische Autos nach Großbritannien trug; zwei Tanker, die beladene Lastwagen schluckten, die auf Nimmerwiedersehen verschwanden und via Island nach Neufundland gehen sollten; rostiger Stahl stapelte sich im Laderaum eines Schiffes, das für die Türkei bestimmt war, wo er eingeschmolzen werden und in Form stählerner Stützbalken nach Großbritannien zurückkehren sollte. Das Hafenwasser war schmutzig und von einem Ölfilm bedeckt, der zwischen den massiven Schiffsrümpfen hin und her schwappte. Das einzige Grün war ein einsamer, etwa einen Quadratmeter großer Grasfleck, und ich bückte mich und dankte ihm für seine Beharrlichkeit.

Ein Kran hob einen Schneepflug an Deck der Shackleton, und ich sah zu, wie er an die richtige Stelle manövriert und abgesetzt wurde. Am Kai waren Paletten mit Lebensmitteln aufgeschichtet, Rollen mit Rohrleitungen, ein komplettes Labor, sechs Ski-Doos und Kisten mit Schachteln, die mit »H«, »B« oder »Z« bedruckt waren, Codes für den antarktischen Stützpunkt, für den sie bestimmt waren. Ich rannte die Gangway hinauf und fand den Weg zur Brücke.

Niemand wusste, wo der Kapitän sich aufhielt, und so führte mich der Chefsteward zu einer Kabine mit Stockbetten, einem Tisch, meinem eigenen Badezimmer und einem Bullauge wie ein Monokel, das in meiner Fantasie tropischen Meeren und riesigen Eisbergen als Rahmen diente. Das also war mein Raum, meine Kajüte, eine Art Nussschale, für eine zweimonatige Reise zum Ende der Welt.

Kapitel 2 - Den Atlantik hinunter

Zu Beginn der Reise hatte er das neue Element mit der arglosen Scheu des Landbewohners betrachtet. Er sah Tölpel. Er sah Flotten von Quallen, Bänder von Seetang, die Regenbogenfarben auf den Rücken von Bonitos und Langflossenthunfischen und das blasse Feuer der Phosphoreszenz, das sich in die Nacht ergoss.

BRUCE CHATWIN,
THE VIEROY OF OUIDAH ¹;

Die Kalkfelsen von Kent sahen im Nebel wie eine Geistererscheinung aus. Die Shackleton bahnte sich mittels Radar ihren Weg durch die Straße von Dover und wich Kanalfähren, Supertankern und exzentrischen alten Kanalschwimmern aus. Als wir westwärts in den Kanal einbogen, erhob sich einer jener Stürme, die seinerzeit mitgeholfen hatten, die Spanische Armada zu versenken. Er zog draußen im Golf von Biskaya auf, fetzte zwischen der Bretagne und Cornwall hindurch und riss die Meeresoberfläche in Streifen. Mein Handy hatte noch immer Empfang, und während ich mich an der Reling des Decks festhielt und versuchte, durch den Regen hindurch irgendetwas zu erkennen, schickte ich ein Trommelfeuer von Textbotschaften an Leute, die mir lieb sind. Immerhin würde ich fünfzehn Monate lang keinen von ihnen sehen. Esa war auf dem Weg nach Mailand, um dort ein neues Leben zu beginnen, und über regenverwaschene Textbotschaften wünschten wir uns wechselseitig Glück und Mut für unsere